



Aus Freude am Lesen

Nachdem sich die Eltern des 17-jährigen Wyatt am selben Abend das Leben nahmen, zieht Wyatt zu seinem Onkel und seiner Tante und verliebt sich unsterblich in deren Adoptivtochter Tilda. Doch Tilda hat nur Augen für den jungen Deutschen Hans Mohring, dem im kanadischen Küstenort mit Misstrauen begegnet wird – schließlich tobt der Zweite Weltkrieg. Als eines Tages Wyatts Tante ums Leben kommt, weil ein deutsches U-Boot die Fähre versenkt hat, auf der sie sich befand, rächt sich Wyatts Onkel an dem einzigen Deutschen, der in Reichweite ist – an Hans Mohring. Er erschlägt ihn mit einer Schlittenkufe. Sein geschockter Neffe, der die Tat mit ansehen musste, hilft ihm widerwillig, den Toten zu beseitigen, und muss dafür ins Gefängnis. Nach seiner Rückkehr verbringt er unter ungewöhnlichen Umständen eine gemeinsame Nacht mit Tilda und wird Vater einer Tochter, die er allerdings nie richtig kennenlernt, bis eines Tages in seinem Leben eine entscheidende Wende eintritt ...

HOWARD NORMAN, 1949 in Grand Rapids im US-Bundesstaat Michigan geboren, lebt mit seiner Familie in Washington, D. C., und Vermont. Seine Bücher wurden in zwölf Sprachen übersetzt. Er wurde zweimal für den National Book Award nominiert und erhielt den Lannan Award. Der Autor unterrichtet heute an der Universität von Maryland.

Howard Norman

Der Schlittenmacher

Roman

*Aus dem Englischen
von Norbert Jakober*

btb

Die Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel
»What is left the Daughter« bei Houghton Mifflin Harcourt,
Boston, New York



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier Pamo House
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe Dezember 2011

btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Copyright © 2010 by Howard Norman

Copyright © der Originalausgabe 2010 by Houghton Mifflin Harcourt,
Boston, New York

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Umschlagmotiv: © Andric / Index Stock Imagery, Inc.

Satz: IBV Satz- und Datentechnik GmbH, Berlin

Druck und Einband: CPI – Claussen & Bosse, Leck

NB · Herstellung: BB

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74332-2

www.btb-verlag.de

Besuchen Sie unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de

FÜR EMMA

Ich kann nicht schwimmen, und es ist gefährlich,
sich auf ein ungewohntes Element einzulassen.

Erasmus

WAS WIRD DEINER TOCHTER VON DIR BLEIBEN

Marlais, heute ist der 27. März 1967, dein einundzwanzigster Geburtstag. Ich schreibe dir das, weil ich nicht will, dass etwas, was ich dir nie gesagt habe, mein Leben noch länger bestimmt. Ich muss dir endlich von dem schrecklichen Ereignis vom 16. Oktober 1942 erzählen, an dem ich damals, mit neunzehn Jahren, beteiligt war.

Deine Mutter Tilda Hillyer las oft in dem Buch *The Highland Book of Platitudes*. Sie kannte die vierhundertelf Seiten fast auswendig. Sie fand Anregung und Trost in diesem Buch, manchmal sogar die Lösung für irgendein Rätsel des Lebens. Aber eines ließen all diese Weisheiten und Plattitüden außer Acht: Niemand kann das Leben vorhersehen. Ein gutes Beispiel dafür ist, dass ich hier in Halifax so viele Jahre von Hotel zu Hotel zog und am Ende doch wieder im Haus meiner Kindheit in der Robie Street 58 in Halifax gelandet bin. Dabei hätte ich nie gedacht, dass ich dieses Haus noch einmal betreten würde.

Und dort sitze ich nun, um drei Uhr nachts – ich schlafe sowieso nicht mehr viel –, und schreibe an meinem Küchentisch.

Am Sonntag vor zwei Wochen schaute ich kurz in der Harbor Methodist Church vorbei. Das mache ich manchmal, eher aus Nostalgie und weniger aus einem richtigen Glauben her-

aus. Jedenfalls, als ich reinkam, erzählte Reverend Lundrigan gerade irgendein altes Gleichnis von einer älteren Frau, die ihrem Sohn zuhört, wie er sich darüber auslässt, was einem alles an Kummer und Unglück im Leben widerfahren kann. Aber so viel er auch redet, der Mann in dem Gleichnis erwähnt mit keinem Wort den Punkt, der seine Mutter am meisten interessiert. »Was ist mit deiner Tochter?«, fragt sie ihn schließlich. »Hast du sie gesehen? Wie geht es ihr? Glaube mir, es kann etwas Wunderbares sein, wenn du sie wiederfindest.« Es stellt sich heraus, dass der Mann seine Tochter eine Ewigkeit nicht mehr gesehen hat. »Regen, Wind, Hunger, Durst, Freude und Leid haben sie heimgesucht«, sagt die Frau, »nur ihr Vater hat sie nie besucht.« Sie hört ihm weiter zu und wird dabei immer trauriger, bis sie schließlich sagt: »Und was wird deiner Tochter einmal von dir bleiben?« Sie meint nicht irgendwelche Erbstücke. Sie meint auch kein Geld. Diese Dinge sind ihr völlig egal. Sie sagt: »Ich glaube, du trägst irgendein Geheimnis mit dir, das zwischen dir und ihr steht und zwischen dem Leben, das euch gegeben wurde.«

Marlais, du weißt ja, wie die Leute damals in biblischen Zeiten geredet haben. Trotzdem, als ich die Kirche verließ, da dachte ich mir: Schon seltsam, durch welche Zufälle es passiert, dass wir uns etwas zu Herzen nehmen. Und in dem Moment wurde mir klar, dass das einzig Wichtige, das ich dir geben kann, das ist, was ich hier schreibe. Ich habe ein bisschen John Keats gelesen, und er hat mal sinngemäß gesagt, man sollte Erinnerung nicht mit Wissen verwechseln. Natürlich habe ich keine Ahnung, ob deine Neugier nicht schon nach einem oder zwei meiner Absätze in Abneigung umschlägt oder noch Schlimmeres. Aber ich hoffe schon, dass du diese Seiten durchsehen wirst. Und was immer du dir denkst, zu welchem Urteil

du auch kommen magst – eines musst du wissen: dass ich dich immer geliebt habe, immer.

WIE DEIN VATER EINE LEHRE ALS SCHLITTEN- MACHER IN MIDDLE ECONOMY, NOVA SCOTIA, BEGANN

Im *Highland Book of Platitudes* steht unter anderem Folgendes: »Nicht alle Geister verdienen unsere Erinnerung in gleichem Maße.« Ich denke manchmal über diesen Satz nach. Vor allem über das Wort »verdienen«, weil es nahelegt, dass die Toten zu so etwas wie einem bewussten Bemühen fähig sind. Nimmt man diesen Satz ernst, muss man auch an ein Leben nach dem Tod glauben, nicht wahr? Wenn man den Gedanken weiter-spinnt, dann scheint es bestimmte Menschen zu geben – nennen wir sie einfach Geister –, die besonders hartnäckig und geschickt sind und denen es besser als anderen gelingt, sich in unser Leben einzuschleichen.

Meine Eltern sind solche Menschen. Wie soll ich das beschreiben? Ich versuch's mal. Gestern Abend zum Beispiel, da saß ich an meinem Tisch. Es regnete leicht. Ich saß bei einer Tasse Tee und hörte ein Beethoven-Streichquartett – es war das Quartett Nr. 9 in C-Dur, mein Lieblingsquartett – in der Klassik-Sendung im Radio, als die Übertragung plötzlich gestört wurde und man nur noch Rauschen hörte. Vielleicht nehme ich das mit dem Radio zu persönlich, aber ich hatte schon wieder das mulmige Gefühl, dieses Rauschen sei in Wahrheit irgendeine unverständliche Mitteilung meiner Mutter und meines Vaters aus dem Jenseits. Wollten sie mir etwas sagen? Was war die Botschaft?

Ich nehme an, deine Mutter hat dir das erzählt – vielleicht auch nicht –, aber ich sage es dir ganz direkt. Meine Mutter Katherine und mein Vater Joseph sind am selben Abend von verschiedenen Brücken in Halifax gesprungen. Ich war siebzehn. Das gab einen richtigen Skandal damals. Große Schlagzeilen in der *Halifax Mail* (am nächsten Tag stand es immerhin noch auf Seite zwei und am Tag danach auf Seite vier; es war mitten im Krieg, deshalb war die Titelseite eigentlich den Siegen und Rückschlägen der Alliierten vorbehalten und den Verbrechen der Achsenmächte). Ganz Halifax hat mich bemitleidet, ich war das Opfer einer ANRÜCHIGEN DREIECKSBEZIEHUNG, am 27. August 1941 innerhalb einer Stunde zum Waisen geworden, irgendwann zwischen sechs und sieben Uhr, also kurz bevor es um diese Jahreszeit zu dämmern beginnt. Es klingt vielleicht seltsam, aber nach dem ersten Schock war mir das, was passiert war, vor allem peinlich. Ich weiß noch, wie ich mich für meine Eltern schämte, als ich am Tag nach dem Begräbnis wieder in die Schule ging. Das spricht vielleicht nicht gerade für mich, aber es ist die Wahrheit. Am Abend überkam mich dann doch eine eigenartige Traurigkeit, und alles, was mir bis dahin vertraut war, wurde mir auf einmal fremd.

Es ist jetzt sechsundzwanzig Jahre her, dass mein Vater von der Halifax-Dartmouth-Mautbrücke sprang, die den Highway 111 mit dem Bedford Highway verbindet, und meine Mutter von der Mautbrücke zwischen der North Street und der Windmill Road. Das Wasser war an dem Tag unter allen Brücken aufgewühlt und stürmisch, vom Bedford Basin bis zum Halifax Harbor, der Himmel war dunkel, und die Möwen wurden mehr hin und her getrieben als dass sie flogen – das sah ich von unserem Highschool-Klassenzimmer in der Barrington Street. Die Zeitungsausschnitte bewahre ich übrigens immer noch in

einer Schachtel auf. Da finden sich folgende Schlagzeilen: UNGEWÖHNLICHES LIEBESDREIECK FÜHRT ZU DOPPELSELBSTMORD und GEHEIMNISVOLLE FRAU VERURSACHT FAMILIENTRAGÖDIE.

Hast du schon einmal etwas von der Dichterin Emily Dickinson gelesen? Sie sagt, dass man, um zu reisen, nur die Augen schließen muss. Hier in meinem Haus in der Robie Street schließe ich manchmal nachts die Augen, und dann sitze ich wieder draußen auf der Veranda an jenem 27. August 1941, als plötzlich zwei Polizeiwagen vor unserem Haus stehen blieben. Du musst dir vorstellen, nur zehn oder fünfzehn Minuten vorher hatte ich einen Anruf bekommen und erfahren, was passiert war. Und ich saß da und jammerte, weil keiner da war und ich mir das Abendessen selbst machen musste.

Im *Highland Book of Platitudes*, das ursprünglich in Schottland erschien, steht jedenfalls kein einziges Wort über den Fall, dass sich eine Frau in eine Frau verliebt und ein Mann sich in dieselbe Frau verliebt. Aber genau das war meinen Eltern passiert – und es ging dabei um unsere Nachbarin Reese Mac Isaac. 1941 war Reese Mac Isaac fünfunddreißig Jahre alt. Ihr Haar hatte die Farbe von dunklem Honig, sie war schlank und immer schick angezogen; mir erschien sie jedenfalls genauso attraktiv und geheimnisvoll wie eine der Frauen, die man in einer Parfumwerbung in der Saturday Evening Post sieht. Meine Eltern hatten die Zeitung nicht abonniert, aber sie lag in der Lobby des Lord Nelson Hotels in der Spring Garden Road gegenüber den Public Gardens.

Reese arbeitete nämlich als Telefonistin in dem Hotel. Sie hatte daneben Schauspielunterricht genommen und 1937 in *Widow's Walk* mitgespielt. Das war ein Film über eine Frau, deren Ehemann mit seinem Fischerboot in einem Sturm ken-

tert – am selben Abend, an dem sie mit dem gut aussehenden Dorfarzt flirtet. Vor lauter Schuldgefühlen und Reue wird die Frau wahnsinnig und verbringt ihre Nächte fortan auf der Aussichtsplattform auf ihrem Haus. Damals, als *Widow's Walk*, übrigens eine »rein kanadische Produktion«, entstand, redete alles über diesen Film. Der größte Teil wurde in der Nähe von Port Medway gedreht – sie hatten sogar einen eigenen Leuchtturm dafür gebaut.

Im Winter des folgenden Jahres lief *Widow's Walk* in Halifax, und ich sah mir den Film mit meinen Eltern an. Gleich am Anfang hatte Reese Mac Isaac ihren Auftritt. Sie spielte eine Hoteltelefonistin! »Einen Moment, bitte«, sagte sie, dann hörte sie kurz zu. »Es tut mir leid, Ihr gewünschter Gesprächspartner ist zurzeit nicht erreichbar. Bitte, versuchen Sie es später noch einmal.« Die Szene dauerte ungefähr eine halbe Minute. Trotzdem war ich beeindruckt, und auch wenn in *Widow's Walk* keine richtigen Stars mitspielten und der Film kein großer Kassenschlager wurde, stellte ich mir doch vor, dass Reese dadurch Zugang zur glitzernden Welt der Schauspieler hatte. Ich fragte mich, ob sie Loretta Young getroffen hatte. Oder Tyrone Power? War sie vielleicht Jean Harlow begegnet? Als die wenigen Zuschauer aus dem Kino gingen, sagte ich: »Da haben sie aber echt Glück gehabt, dass sie jemanden gefunden haben, der so viel Erfahrung als Telefonistin hat wie Reese!«

Meine Eltern bogen sich vor Lachen. »Liebling«, sagte meine Mutter, »ich sag's ungern, aber es ist nun mal eine Tatsache, dass Reese Mac Isaac in ihrem Kurzauftritt genau auf dem Platz sitzt, wo sie sowieso jeden Tag außer Sonntag von sechs bis drei arbeitet.«

»Da braucht man nicht gerade großartig zu schauspielern«, fügte mein Vater hinzu.

»Das ist mir egal«, sagte ich. »Sie hat es jedenfalls gut gemacht.«

Eine Woche nach dem Begräbnis, als ich auf dem Sofa lag und Whisky trank, um besser einschlafen zu können, wurde mir klar, dass ich es meinem Vater nicht übelnahm, dass er Reese geliebt hatte. Das Gleiche galt für meine Mutter, auch wenn ich von allen Seiten zu hören bekam, es sei unmoralisch gewesen, was mir aber, ehrlich gesagt, ziemlich schnuppe war. Ich wusste, dass sich meine Eltern nicht mehr liebten. Schon als ich acht oder neun war, wusste ich das, eigentlich noch früher. Sie behandelten einander höflich und korrekt – »Gute Nacht, Schatz«, sagten sie, dann ging er in sein Schlafzimmer und sie in ihres.

Ich glaube, ich war trotzdem froh, dass wir alle unter einem Dach lebten. Außerdem führte ich damals in der Highschool unsere Fechtmannschaft, und Fechten war das, was mich am meisten interessierte. Ich nahm an allen möglichen Turnieren teil, einmal sogar in St. John's, Neufundland. Nach dem Tod meiner Eltern hörte ich aber mit dem Fechten auf, verlor irgendwie den Bezug dazu. Ich hatte Reese Mac Isaac eigentlich immer sehr nett gefunden – einmal leistete ich mir sogar eine Theaterkarte, als sie in einer Aufführung von *Romeo und Julia* eine Zofe spielte –, aber ich kann nicht behaupten, dass ich viel über sie wusste. An einem Sommerabend, ich war fünfzehn damals, sah ich Reese in einem Nachthemd – es sah aus wie Seide und hatte ein Muster aus großen Lilien, ein Nachtgewand, das mir für eine Stadt wie Halifax ziemlich exotisch vorkam. Sie goss die drei Pflanzen auf der Fensterbank in der Küche mit einer Pipette. Ich dachte mir: *Das ist aber sparsam, vielleicht sogar knausrig.*

Nach dem Selbstmord meiner Eltern spielten meine Gefühle verrückt – das reichte von glühendem Zorn über Verwir-

rung bis hin zu einer Traurigkeit, die mich zu den unmöglichsten Zeiten ins Bett gehen ließ. Sicher ist, dass es in dieser Zeit mit meinen schlaflosen Nächten begann. Meine Eltern sind auf dem Camp-Hill-Friedhof begraben. Sie wurden im Abstand von einer Stunde beerdigt, beide von Reverend Carmichael, damals Pfarrer der Harbor Methodist Church, der Kirche, die meine Eltern eher unregelmäßig besuchten.

Reverend Carmichaels Trauergottesdienste hatten immer den gleichen Wortlaut. Die Fechtmannschaft kam auch zum Begräbnis. Meine Mutter war Buchhalterin in der HMC Dockyard, und viele ihrer Kollegen erwiesen ihr die letzte Ehre. Mein Vater hatte einen Schreibwarenladen mit Schreibmaschinenreparatur in der Grafton Street, und ich erinnere mich, dass sein Geschäftspartner Mr. Amoury zusammen mit Mrs. Amoury und ihren zwei Töchtern an der Beerdigung teilnahm. Als er mir die Hand schüttelte, fiel mir auf, dass Mr. Amourys Finger schwarze Flecken von Schreibmaschinenfarbband hatten.

Nach der Zeremonie gab ich Reverend Carmichael fünfzig Dollar in einem Umschlag. Er sah hinein und wippte mit dem Kopf vor und zurück. »Weißt du«, sagte er, »normalerweise nehme ich fünfzig Dollar pro Person, aber das war ja ...« Er fand nicht die Worte, um den Satz zu Ende zu sprechen, sondern drehte sich um und ging. Während der Beerdigungen hatte es genieselt, aber danach hatten die Leute ihre Regenschirme geschlossen. Während sie sich in alle Richtungen verstreuten, sprach ich kaum ein Wort mit jemandem. Wie benommen ließ ich mich treiben und lauschte hier und dort, was die Leute redeten. Da war zum Beispiel Oliver Tapper, der die Kolumne »Canadians at the Front« in der Sunday Mail schrieb. Oliver, der auch eine Sammlung mit patriotischen Gedichten herausgebracht hatte, war Stammkunde im Geschäft meines Vaters.

Er hatte es meistens sehr eilig und sagte, er müsse dringend noch einen Artikel abliefern. Wie er da auf dem nassen Gras des Friedhofs stand, meinte er: »Hier liegen sie jetzt, die arme Katherine dort drüben und der arme Joseph vor uns. Und wer läuft weiter frisch und munter herum? Diese Hure! Diese erbärmliche Möchtegernschauspielerin!«

»Was redest du da, Oliver?«, protestierte Mrs. Tapper. »Du willst Gerechtigkeit? Du willst, dass sie für ihr unmoralisches Verhalten bestraft wird? Nun, dann vergiss nicht, dass sie nicht allein daran schuld war. Außerdem sind wir hier auf einer Beerdigung, also gib bitte Acht, was du sagst.«

Oh, fast hätte ich's vergessen, die merkwürdigste Schlagzeile von allen stand über einem Foto von mir (aus dem High-school-Jahrbuch): JUNGE AUS HALIFAX VON BRÜCKEN ZUM WAISEN GEMACHT. Dabei war ich schon siebzehn, also kein kleiner Waisenjunge mehr. Die Schlagzeile klang so, als wären die zwei Brücken an allem schuld gewesen und nicht die Menschen, um die es ging.

Man beschäftigt sich im Leben immer nur mit dem, womit man gerade zu tun hat; an jenem 27. August 1941 – es war erst der fünfte Schultag nach den Sommerferien – hatte ich, als ich in der Schule saß, keine Ahnung, welches Schicksal meinen Eltern bevorstand. Wir hatten noch zusammen gefrühstückt. Mein Vater war sehr gesprächig gewesen, und meine Mutter war auch nicht mürrisch oder trübsinnig. Später jedoch begann ich die Dinge ein bisschen anders zu sehen, nachdem ich die Zeitungsberichte gelesen und mit den Polizisten gesprochen hatte, die zu den Brücken geschickt worden waren.

Officer Dhomnaill – er war in Irland zur Welt gekommen und hatte den Akzent beibehalten –, erzählte mir von meiner Mutter. »Ich hab versucht, sie davon abzubringen«, sagte er.

»Man redet mit dem Menschen, der in dieser verzweifelten Situation ist, damit er sich vielleicht an irgendwelche schönen Dinge in seinem Leben erinnert. Man versucht es wenigstens. Verstehen Sie, was ich meine? Und es tut mir leid, dass es mir nicht gelungen ist. Ich hab's einfach nicht geschafft, das tut mir furchtbar leid.« Officer Dhomnaill wirkte ehrlich erschüttert.

»Hat sie nicht einmal irgendwas für mich gesagt? Sie hat nämlich keinen Brief oder so hinterlassen.«

»So verzweifelt wie Ihre Mutter war«, antwortete der Polizist, »und bei dem starken Wind dort oben auf der Brücke, da war es schwer, jedes einzelne Wort zu verstehen. Aber ich glaube, sie hat gesagt: ›Sie werden es bestimmt im Radio bringen. Egal. Es gibt nichts, wofür ich mich schämen muss.«

»Okay. Na gut. Danke.«

»Mein Job ist wirklich nicht immer ein Honiglecken«, sagte der Mann. »Ihre Mutter – sie war mein erster Springer. Manche Polizisten haben nie einen. Ich meine das wirklich nicht beleidigend. Wir Polizisten reden halt so untereinander.«

»Ich verstehe.«

»Es tut mir leid, was passiert ist.«

Ich fürchte, ich habe ihm die Tür vor der Nase zugemacht.

Später kam ein Officer Padgett, um mir das von meinem Vater zu berichten. Er klopfte, und ich ging wieder auf die Veranda hinaus. Wir schüttelten uns die Hand. »Ich weiß, dass Officer Dhomnaill vorhin da war«, sagte er.

»Ja, er war hier.«

»Ich spreche also mit Mr. Wyatt Hillyer, richtig?«

»Richtig.«

»Gut, Wyatt, ich sag Ihnen, was zu sagen ist. Ist nun mal meine Pflicht. Dann kann ich Sie wieder in Ruhe lassen und

aufs Revier zurückfahren und den Papierkram erledigen. Sie haben sicher auch genug, über das Sie in Ruhe nachdenken wollen, nicht?«

»Okay.«

Er blätterte in seinem Notizbuch. »Ich kam an diesem Abend um sechs Uhr fünfzehn zu der Brücke«, begann er. »Ich kletterte so nah wie möglich zu Ihrem Vater. Er sah müde aus. Für mich sah er müde aus. Er sagte: ›Es gibt da einen kleinen Scherz, den hab ich nie jemandem erzählt – nicht mal meiner Frau. Es geht darum, was ich auf meinem Grabstein stehen haben will: *Ich hab's ja gewusst, dass es so kommen wird!*« Er sah wieder in seinen Notizen nach. »Und Ihr Vater sagte noch: ›Beide Frauen waren verdammt interessant, jede auf ihre Weise. Das ist alles. Sagen Sie meinem Sohn Wyatt, dass er mir bitte verzeihen soll. Bitten Sie ihn darum, es wenigstens zu versuchen.« Ich fragte ihn nach seinem Namen, und er sagte Joseph Hillyer. Dann sagte ich: ›Joseph, mögen Sie die Steaks im Halloran's?‹ Weil sie uns in unserer Ausbildung beibringen, dem Menschen möglichst ganz normale Dinge ins Gedächtnis zu rufen. Man erwähnt zum Beispiel ein beliebtes Restaurant. Oder man fragt ihn, welche Kirche er besucht. Aber Ihr Vater hat trotzdem losgelassen.«

Ich ging wieder hinein und machte die Tür zu. Durch das Fenster sah ich, wie Officer Padgett in seinen Wagen einstieg. Es gab eigentlich keinen Grund dafür, aber er schaltete seine Sirene ein, als er die Straße hinunterfuhr.

Natürlich kamen auch meine Tante Constance Bates-Hillyer und mein Onkel Donald Hillyer aus Middle Economy zum Begräbnis. Sie blieben noch länger, um mir zu helfen, einige Dinge zu regeln, vor allem was das sogenannte Vermögen meiner Eltern betraf. Es bestand aus dem abbezahlten Haus in der Robie

Street, einer bescheidenen Lebensversicherung, einem Sparbuch mit 1334 Dollar und der Radiosammlung meiner Mutter. »Ich habe absolut keine Ahnung, was diese Radios wert sind oder wie man das feststellen kann«, meinte mein Onkel. »Aber darum kümmern wir uns später.«

Insgesamt hatte meine Mutter achtundfünfzig Radios. Fast jeden Abend hatte ich in meinem Zimmer die Klänge von Stimmen oder Musik aus dem Radio gehört, und das oft sehr laut, wenn meine Eltern nicht wollten, dass ich mitbekam, wie sie sich stritten. Zu ihrer Sammlung gehörte zum Beispiel ein International Kadette aus dem Jahr 1938, ein weißes Silver-tone, vier verschiedene Modelle mit Bakelitgehäusen und ein Philco Transitone. Außerdem besaß sie zwei Fada-Radios, ein 1939er RCA von der Golden Gate International Exposition in San Francisco (die sie nicht besucht hatte), ein Zenith 835 und einige andere Radios mit Holzgehäuse. Sie hatte ein Crosley-Chrom-Radio und ein RCA Victor La Siesta mit dem farbenfrohen Bild eines Mannes mit Sombrero, der vor einem riesigen Saguaro-Kaktus saß, mit Bergen und Wolken im Hintergrund. Sie hatte ein Kadette Topper, ein Emerson Snow White mit einer eingelegten Darstellung von Schneewittchen und den sieben Zwergen (sie sahen ziemlich unheimlich aus), drei Detrola Pee Wee in den Farben Rot-Weiß, Schwarz und Blau-Weiß. Da waren außerdem drei kleine Radios aus Formplastik von der F.A.D. Andrea Corporation, von RCA und Crosley. Sie besaß ein Bendix-Radio mit einem Gehäuse aus Mahagoni-Imitat, das Mittel- und Kurzwelle empfing und das mit Gleichstrom und Wechselstrom betrieben werden konnte. In den letzten drei Jahren ihres Lebens bevorzugte sie modernere Geräte, die mit irgendwelchen Berühmtheiten geschmückt waren. Zum Beispiel ein Stewart-Warner-Radio mit

einem Aufkleber der berühmten Dionne-Fünflinge, die man ihren Eltern weggenommen hatte, die aber bei Pflegeeltern zusammenblieben. Meine Mutter verfolgte ihre Geschichte mit einem fast religiösen Eifer. »Herzzerreißend«, sagte sie. »Das ist wirklich mehr, als man ertragen kann.« Auf dem Aufkleber waren die Fünflinge ungefähr drei Jahre alt. Sie standen beisammen, lächelnd und voller Hoffnung.

Am 15. September machten meine Tante, mein Onkel und ich einen Spaziergang zum Hafen hinunter. Wir sahen uns, jeder mit einem Pappbecher Kaffee in der Hand, die Schiffe an, die Fähren, Schlepper, Frachter und Ozeandampfer. Wir beobachteten, wie die Leute an Bord des Dampfers *Victoria* gingen, und plötzlich glaubte ich Reese Mac Isaac auf der Gangway zu sehen. Es war ungewöhnlich kalt für die Jahreszeit, und sie trug einen Kamelhaarmantel und einen schwarzen Schal. In der Hand hielt sie einen Koffer, aber wahrscheinlich hatte sie einen Schrankkoffer mit ihren Sachen schon an Bord. Einmal drehte sie sich um, wie um noch einmal auf Halifax zurückzuschauen, und ich sah ihr Gesicht von vorn. Es war wirklich Reese Mac Isaac. Ich muss einen überraschten Laut von mir gegeben haben, denn meine Tante fragte mich: »Was ist denn, Wyatt?«

»Nichts«, sagte ich. »Gar nichts. Ich hab nur gerade gedacht, wie dankbar ich euch für alles bin, was ihr für mich tut. Ich weiß, ich war kein besonders toller Neffe – ich hab euch fast nie besucht.«

»Das ist schon in Ordnung, mein Lieber«, versicherte meine Tante. »Wenn du gekommen bist, war es immer nett.«

»Wyatt«, sagte mein Onkel, »so wie du den Leuten hinterherschaut, die da an Bord gehen, könnte man fast glauben, du wärst auch gern auf diesem Dampfer nach New York.

Mir ist aufgefallen, dass auch ein paar hübsche Frauen dabei sind.«

»Donald, das klingt so, als würdest du selbst gern mitfahren«, warf meine Tante ein.

Alle lachten, und ich sagte: »Ich bin bis jetzt eigentlich nur mit der Fechtmannschaft irgendwohin gekommen. Aber New York würde ich wirklich gern einmal sehen.«

»Was du brauchst, ist ein Beruf, lieber Neffe«, meinte mein Onkel. »Constance und ich, wir haben uns darüber unterhalten. Was hältst du von Schlitten und Toboggans? Ich könnte einen Lehrling gebrauchen. Irgendwann übernimmst du vielleicht sogar das Geschäft, wenn es dann noch so gut läuft wie jetzt. Also, ich habe jede Menge Bestellungen aus drei Provinzen, außerdem aus Maine und Vermont in den Staaten – ich komme mit dem Liefern gar nicht nach.«

»Vergiss nicht diese Familie aus Schweden, die vorbeischaute, um nach dem Weg zu fragen. Sie haben deine Arbeit richtig bewundert«, warf meine Tante ein.

»Sie waren fast eine Stunde da«, fügte er hinzu.

»Ja, die Leute aus diesen Ländern – Schweden, Dänemark, Norwegen und so –, die können einen guten Schlitten immer gebrauchen«, meinte meine Tante.

»Du meine Güte, jetzt ist mir gerade etwas Peinliches eingefallen«, sagte mein Onkel. »Was ist, wenn diese Schweden mit schwedischem Geld bezahlen wollen?«

»Ich würde das Problem vorher klären«, riet meine Tante. »Schreib ihnen doch einen Brief. Dann können wir nur hoffen, dass jetzt im Krieg ein Brief in Schweden ankommt.«

»Klingt vernünftig, Constance«, meinte er. »Dann kann ich ihnen schreiben, dass unsere Banken hier schon wissen, wie man ein solches Geschäft am besten abwickelt.«



Howard Norman

Der Schlittenmacher

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 288 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-74332-2

btb

Erscheinungstermin: November 2011

Halifax, Kanada: Nachdem sich die Eltern des 17-jährigen Wyatt gleichzeitig das Leben nahmen, zieht Wyatt zu seinem Onkel und seiner Tante und verliebt sich unsterblich in deren Adoptivtochter Tilda. Doch Tilda hat nur Augen für den jungen Deutschen Hans Mohring, dem im kanadischen Küstenort mit Misstrauen begegnet wird – schließlich tobt der Zweite Weltkrieg. Als eines Tages Wyatts Tante ums Leben kommt, weil ein deutsches U-Boot die Fähre versenkt hat, auf der sie sich befand, rächt sich Wyatts Onkel an dem einzigen Deutschen, der in Reichweite ist – an Hans Mohring. Er erschlägt ihn mit einer Schlittenkufe. Wyatt hilft ihm widerwillig, den Toten zu beseitigen, und muss dafür ins Gefängnis. Nach seiner Rückkehr verbringt er eine gemeinsame Nacht mit Tilda und wird Vater einer Tochter, die er allerdings nie richtig kennenlernen darf, bis eines Tages in sein Leben eine entscheidende Wendung eintritt ...